

Der Herr ist nahe

Von FRANZ JOSEF SCHIERSE S.J.

Wer an einem kalten und trüben Dezembertage ein Gewächshaus mit tropischen Pflanzen betritt, wird den Gegensatz von Drinnen und Draußen allgemein lebhaft empfinden. Draußen: eine Welt, die eintönig, grau und schmutzig geworden ist und dem Auge wenig Erfreuliches bietet; drinnen: eine märchenhafte Farbenpracht, Wärme und üppiges Wachstum. Aber der Besucher wird auch das Gefühl haben, sich in einem etwas unwirklichen und künstlich hergerichteten Raum aufzuhalten, der eben nicht seine Welt und sein Lebensraum ist. Er mag davon wohl eine freundliche und wärmende Erinnerung mitnehmen, aber er kann die unter ganz anderen Bedingungen wachsenden Blumen nicht in seinen eigenen Garten verpflanzen und sie damit zu Dingen seines täglichen Umgangs machen.

Unwirkliche Verheißung?

Ähnliche Empfindungen dürften den Christen bewegen, wenn er sich im Advent durch Liturgie und Schriftlesung in die Welt endzeitlicher Erwartung einführen läßt. Auch hier ein schlechthin unaufhebbarer Gegensatz von „Draußen“ und „Draußen“. Diese Welt draußen, die von sich aus so gar keine Aussichten bietet, einmal anders zu werden, als sie ist: grau, eintönig, friedlos und ständig bedroht, ein oft sehr ungemütlicher Aufenthaltsraum für Reisende, die ihren genauen Fahrplan nicht kennen. Jene Welt dagegen, von der die Verheißung spricht, so wunderbar, so vollkommen, so alles menschliche Begreifen übersteigend, daß sie auf unserer alten Erde keinen Platz finden kann, sondern einer neuen Schöpfung, eines neuen Himmels und einer neuen Erde bedarf; ein Paradies der Seligkeit, ein Land, in dem Frieden und Gerechtigkeit sich für immer umarmen: „Da wird der Wolf zu Gast sein bei dem Lamme, und der Panther bei dem Böcklein lagern, Kalb und Jungfrau weiden beieinander, und ein kleiner Knabe leitet sie. Kuh und Bärin werden sich befreunden, und zusammenlagern werden ihre Jungen. Der Löwe wird Stroh fressen wie das Rind. Der Säugling wird spielen an dem Loch der Otter, und nach der Höhle der Natter streckt das kleine Kind die Hand aus. Nichts Böses und Verderbliches wird man tun auf meinem ganzen heiligen Berge; denn voll ist das Land von Erkenntnis des Herrn, wie von Wassern, die das Meer bedecken“ (Is 11,6—9). Ach, wie ein Märchen hört sich das alles an, was gesagt wird von jener Zeit, da die Herrlichkeit des Herrn aufstrahlen soll über Sion, da Gott seine Erwählten heimführen wird aus aller Trübsal, um sie wohnen zu lassen in seinem Zelte:

„Da werden sie nicht mehr hungern und nicht mehr dürsten, und die Sonne wird sie nicht treffen noch irgendeine Glut. Denn das Lamm, das mitten vor dem Throne steht, wird sie weiden und sie zu den Wasserquellen des Lebens leiten, und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen“ (Apok 7,16 f); „und der Tod wird nicht mehr sein, und kein Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein“ (Apok 21,4). Kein Zweifel, daß der Zauberklang dieser Worte das menschliche Herz in manchen Stunden zu trösten und zu erheben vermag. Aber es fragt sich doch, wieviel der Christ davon in seinen Alltag mitnehmen kann, ob die farbenglühenden Bilder der Verheißung nicht zu fremdartig und wunderbar sind, als daß man sich in ihrer ständigen Gegenwart heimisch fühlen könnte. Die Beobachtung zeigt ja, daß eine zu starke und einseitige Beschäftigung mit jenseitigen Dingen leicht zu Schwarmgeisterei und Verstiegtheit führt, zu Sektierertum und krankhafter Frömmigkeit.

Ginge es zudem nur um dieses Eine, unsere mehr oder minder trostlose Alltäglichkeit mit einigen Glanzlichtern zu erhellen, dann wäre wirklich nicht einzusehen, warum der heutige Mensch seinen Trost unbedingt aus den weit abgelegenen Quellen biblisch-orientalischer Eschatologie schöpfen sollte. Findet er doch leichteren Zugang zu den ihm überall gebotenen Möglichkeiten, diese Welt seiner Sorgen und Belastungen zu vergessen und in eine „andere“ hineinzuschauen, in der er sich wenigstens für Stunden heil und geborgen fühlen darf. Einen solchen Dienst leistet ihm jede wahrhaft künstlerische Verklärung der Wirklichkeit in Poesie, Malerei und Musik. Für anspruchslosere Gemüter — und wer wollte sich manchmal nicht dazu zählen? — genügt oft schon ein festlicher Abend, ein spannendes sportliches Ereignis, ein kleiner Erfolg im Beruf, um sich davon zu überzeugen, daß diese Welt im Grunde gar nicht so schlecht ist, wie es die Verheißung einer besseren vorauszusetzen scheint. Und erst die wahrhaft Liebenden, die noch nicht vom Baum der Erkenntnis gekostet haben, was soll ihnen ein anderes Paradies als jenes, in dem sie sich schon zu befinden wähnen? Gewiß ist alles menschliche Bemühen um Erhellung des Erdendaseins nur wie ein Traum, der sich im Morgengrauen auflöst, nur wie ein Rausch, dem allzu rasch die Ernüchterung folgt, nur wie ein Glanz von künstlichen und oft auch billigen bunten Lichtern, die bei Anbruch des Tages verblassen. Aber wer gibt uns die Gewißheit, daß die christliche Hoffnung auf die Wiederkunft des Herrn und auf ein Leben in der zukünftigen Welt mehr ist als ein Gebilde religiöser Phantasie, geboren aus den Enttäuschungen und Sehnsüchten vergangener Zeiten?

In Gott beschlossene Wirklichkeit

Es ist leicht erklärlich, daß schwere Erschütterungen im Leben des einzelnen oder der Völker eschatologische Erwartungen hervorrufen. Die klassische Prophetie des achten vorchristlichen Jahrhunderts hat die Eroberungszüge der assyrischen Großkönige zum Hintergrund, in denen die na-

tionale Selbständigkeit Israels bedroht und schließlich ausgelöscht wurde. Hier beginnt jene theologische Betrachtungsweise der Weltgeschichte, (die von der späteren Apokalyptik in ein starres Schema gezwängt wurde), wonach alles Geschehen im Dienste eines von Gott vorherbestimmten Planes steht. Die feindlichen Mächte sind nur Werkzeuge in Gottes Hand, um das Gericht an dem ungetreuen Bundesvolk zu vollziehen. Aber Demütigung und Niedergang werden nicht das letzte Wort Jahwes über Israel sein. Ein „Rest“ wird erhalten bleiben und an diesem wird der Herr seine gnadenvollen Verheißungen erfüllen. In den schweren Tagen des babylonischen Exils zeigen dann die Propheten ihrem Volke eine neue Zukunft. In gewaltigen Bildern schildern sie die Zeit messianischer Vollendung. Israel soll nicht mehr schlechten Hirten ausgeliefert sein, Gott selbst will sich seiner verstreuten Herde annehmen: „Wie ein Hirt nach seiner Herde sieht am Tage des Unwetters, wenn seine Schafe versprengt sind, so werde ich nach meinen Schafen sehen und sie erretten von allen Orten, wohin sie zerstreut worden sind am Tage des Gewölks und des Dunkels. Und ich werde sie aus allen Völkern herausführen und sie aus den Ländern sammeln; ich werde sie in ihre Heimat führen und werde sie weiden auf den Bergen Israels, in den Talschluchten und an allen Wohnstätten des Landes. . . . Das Verirrte werde ich suchen, das Versprengte zurückholen und das Gebrochene verbinden, das Schwache werde ich stärken und das Fette und Kräftige behüten; ich werde sie weiden, wie es recht ist“ (Ez 34,12 f. 16). „Ich werde einen Friedensbund mit ihnen schließen und alle wilden Tiere aus dem Lande vertreiben, daß sie in der Steppe sicher weilen und in den Wäldern schlafen können. . . . Ich werde ihnen einen Garten des Heils einrichten und sie werden nicht mehr vom Hunger dahingerafft werden im Lande und die Schmähung der Heiden nicht mehr zu tragen haben“ (Ez 34,25.29). Zunächst will der Prophet wohl nichts anderes vorhersagen als die Rückkehr aus dem Exil. Aber seine Erwartungen sind doch so hochgespannt — man denke besonders an die grandiose Vision vom Totenfeld (37,1—14) und vom neuen Tempel (40—48) —, daß keine irdische Wirklichkeit ihnen jemals entsprechen konnte. Das Gleiche gilt vom zweiten und dritten Isaiasbuch (40—55; 56—66), dem die Liturgie der Advents- und Weihnachtszeit ihre schönsten Texte entnommen hat. Hier wird die Heimkehr aus der Verbannung als eschatologische Gottestat gefeiert. Israel zieht unter Führung Jahwes auf wunderbarer Prozessionsstraße durch die Wüste in das glänzend wiedererstehende Jerusalem. „Die Berge und Hügel werden vor euch in Jubel ausbrechen und alle Bäume des Feldes in die Hände klatschen. Statt der Dornen werden Zypressen wachsen und Myrten statt der Disteln. Dem Herrn zum Ruhme wird es geschehen, zum ewigen Zeichen, das nicht getilgt wird“ (Is 55,12 f.). Jerusalem aber, „du Gebeugte, über die alle Wetter gehen, du Ungetröstete, siehe ich will deine Grundfesten aus Malachit bilden und deine Fundamente aus Saphiren. Ich will deine Zinnen von Rubinen machen und deine Tore aus Karfunkeln, und deinen ganzen Wall aus köstlichem Gestein . . . Groß wird sein

die Wohlfahrt deiner Kinder, und auf Heil wirst du dich gründen. Ferne wirst du sein von Drangsal, denn du hast nichts zu fürchten, und fern von Schrecken, denn er wird dir nicht nahen“ (Is 54,11—14). Aus den geschichtlichen Darstellungen der Bücher Esdras und Nehemias wissen wir, wie mühevoll und gefahrenumdroht der Wiederaufbau Jerusalems vor sich ging. Da war nichts zu sehen von überirdischer Herrlichkeit, von den „Schätzen der Völker“ und dem „Reichtum des Meeres“ (Is 60,1 ff). Aber der prophetische Enthusiasmus blieb ungebrochen. Angesichts der traurigen Ruinen des zerstörten Tempels ergeht das Wort des Herrn durch den Propheten Aggäus an Serubbabel, den Statthalter von Juda, und an alle Übriggebliebenen des Volkes: „Ist unter euch noch einer übrig, der dieses Haus in seiner früheren Pracht gesehen hat? Und wie seht ihr es jetzt? Kommt es euch nicht vor wie nichts? Nun aber sei getrost, Serubbabel, spricht der Herr; . . . sei getrost, du ganzes Volk des Landes, spricht der Herr und *arbeitet!* Denn ich bin mit euch, spricht der Herr der Heerscharen, und mein Geist bleibt mitten unter euch. Fürchtet euch nicht! Denn so spricht der Herr der Heerscharen: Nur eine kleine Weile noch, und ich erschüttere den Himmel und die Erde, das Meer und das Land, und ich erschüttere alle Völker, und dann werden die Kostbarkeiten aller Völker kommen, und ich werde dieses Haus mit Pracht erfüllen . . . Mein ist das Silber und das Gold, spricht der Herr der Heerscharen. Die künftige Pracht dieses Hauses wird größer sein als die frühere, . . . und an dieser Stätte will ich Heil geben, spricht der Herr der Heerscharen“ (Agg 2,3—9). Dieser Text ist für das Verständnis prophetischer Weissagungen besonders aufschlußreich. Es geht da fast immer um eine *Gegenwartsaufgabe*. „Arbeitest!“, ruft der Prophet seinen Volksgenossen zu. Aber das menschliche Bemühen geschieht in *Gottes Auftrag* und in der *Kraft seines Geistes*, der „mitten unter euch bleibt“. Daraus folgt etwas sehr Wichtiges: Menschliches Handeln wird von göttlichen *Maßstäben* geleitet und auf sein *Eschaton*, seine letzte gottgeschenkte Möglichkeit bezogen. Mag das Ergebnis — hier der Wiederaufbau des Tempels — noch so irdisch unvollkommen sein, es dient der Veranschaulichung und *Vorausdarstellung* einer in Gott beschlossenen Wirklichkeit, die bald, „nur eine kleine Weile noch“, in Erscheinung treten soll. Auch die *Naherwartung* des Endgültigen gehört wesentlich zur prophetischen Verkündigung. Ein Gott, der erst in späteren, fernen Zeiten seine Herrlichkeit offenbaren wollte, hätte offensichtlich jetzt noch nicht die Macht dazu. Wenn das ersehnte Heil immer wieder auf sich warten läßt, trägt der Gott Israels keine Schuld daran. Denn „die Hand des Herrn ist nicht zu kurz, um zu helfen, und sein Ohr ist nicht so taub, daß er nicht hörte, sondern eure Missetaten scheiden euch von eurem Gott, um eurer Sünden willen hat er sein Angesicht vor euch verhüllt, daß er nicht hört“ (Is 59,1 f). So ist die Heilspredigt der Propheten zugleich seelsorglich abgestimmt, *Mahnung zu Buße und Umkehr*: „Bekehret euch zu mir, so will ich mich zu euch auch kehren, spricht der Herr der Heerscharen“ (Mal 3,3).

Apokalyptische Erwartungen

Man muß sich die aktuelle, in der Geschichte verwurzelte Bedeutung der prophetischen Eschatologie vor Augen halten, um den Unterschied zu der späteren eigentlichen *Apokalyptik* in dem entscheidenden Punkte zu sehen. Diese Literaturgattung — denn sie ist zum großen Teil ein Erzeugnis der Studierstube und geht nicht mehr auf unmittelbare Verkündigung zurück — setzt wohl schon im Zeitalter des Hellenismus ein und reicht, was die einigermaßen originale Produktion betrifft, bis etwa 100 n. Chr. Aus der großen Zahl apokalyptischer Bücher haben nur zwei Aufnahme in die Heilige Schrift gefunden: Daniel und die Offenbarung des heiligen Johannes. Diese beiden inspirierten Bücher wollen aber trotz ihrer apokalyptischen Form gerade von der Prophetie her verstanden werden. Für Daniel ergibt sich dies aus der Tatsache, daß er seit alter Zeit zu den vier großen Propheten gerechnet wurde, und die Johannesapokalypse bezeichnet sich sogar selbst als „Prophetie“ (Apok 1,3; 22,7.10.18). Was im folgenden von der Apokalyptik gesagt wird, gilt also nicht im gleichen Maße vom Buche Daniel und der Offenbarung des heiligen Johannes.

Die apokalyptischen Schriften des Spätjudentums beschäftigen sich fast ausschließlich mit den Letzten Dingen. Obwohl sie die großen politischen und menschlichen Erregungen der hellenistischen und römischen Epoche in Israel widerspiegeln, fehlt ihnen die wahre Beziehung zur Gegenwart. Das zeigt sich schon darin, daß der Apokalyptiker es nicht wagt, unter eigenen Namen und mit Einsatz der eigenen Person in die Wirren der Zeit einzugreifen, wie es die Propheten taten. Er hüllt sich in einen fremden Namen der Urzeit oder Frühgeschichte, wie Adam, Henoch, Noe, Abraham, Moses, Elias oder Baruch, und versetzt sich so in eine ferne Vergangenheit. Von diesem angeblichen Standpunkt aus gibt er „Offenbarungen“ über den Verlauf der Geschichte bis in die Endzeit. Meist verrät der Apokalyptiker den wahren Sachverhalt durch allzu deutliche Hinweise auf die Zeitumstände, in denen er schreibt. Mit den Propheten teilt er die Überzeugung von der Nähe des Weltendes, aber im Gegensatz zu ihnen versucht er das genaue Datum der eschatologischen Ereignisse auszurechnen. Die entscheidende Wende wird auch nicht mehr von einem Zusammenspiel göttlicher und menschlicher Kräfte erwartet, sondern allein von einem wunderbaren Eingriff Gottes in die Geschichte. Das Zutrauen in das eigene Vermögen war geschwunden. Die Welt schien gänzlich dem Bösen verfallen und für den Untergang reif zu sein. Um so mehr flüchtet sich der Apokalyptiker in die übersinnlichen, jenseitigen Bereiche des Kosmos und schaut dort schon die herrlichen Freuden, die den Gerechten aufbewahrt sind. Alles in allem: eine sehr müde, pessimistische Weltbetrachtung, die wohl von einem bewundernswerten Glauben erfüllt ist, aber in diesem ganz jenseitigen Glauben keine Kraft mehr findet, die Gegenwart zu meistern: „Denn wenn es nur dieses Leben gäbe, das jedermann hier hat, es gäbe nichts Bittereres als

dieses; denn was nützt die Kraft, die wieder zur Schwäche wird, oder die sättigende Nahrung, die wieder zu Hunger wird, oder die Schönheit, die wieder häßlich wird?... Und nun, tue eilends deine Herrlichkeit kund und zögere nicht mit dem, was von dir verheißen worden ist!“ (Baruchapok 21,13 f. 25).

Urchristliche Erwartung

Seitdem die geistige Welt des Spätjudentums für das Verständnis des Neuen Testaments erschlossen wurde, hat man das *Urchristentum* selbst als apokalyptische Bewegung begreifen wollen. Man meint im Neuen Testament die gleiche weltflüchtige, jenseitsgerichtete Daseinsstimmung feststellen zu müssen, die gleiche enthusiastische Erwartung des unmittelbar bevorstehenden Gottesreiches. Besonders die Vertreter der konsequent eschatologischen Auslegung betrachten die Vorhersagen Jesu, er werde bald in Herrlichkeit zum Gericht wiederkommen, als den Schlüssel zum Verständnis seiner Lehre und seines Wirkens. Die meisten Vertreter dieser Anschauung finden keine Schwierigkeit darin, daß sich Jesus selbst allem Anschein nach geirrt habe, und daß damit die ganze Geschichte des Christentums auf einem — zeitgeschichtlich verzeihlichen — Irrtum beruhe. Die spätere Verfassung der Kirche, ihr Sich-Einrichten in dieser Welt der politischen und sozialen Tatsachen sei ein durch das Ausbleiben der Parusie, der Wiederkunft des Herrn, notwendiger Kompromiß gewesen. Wenn die konsequent eschatologische Interpretation des Neuen Testaments auch von den meisten konservativ-protestantischen Theologen abgelehnt wird und für den Katholiken völlig undiskutierbar erscheint, so muß doch ehrlich bekannt werden, daß ihre Fragen längst noch nicht zufriedenstellend beantwortet sind. Vielleicht empfindet der Seelsorger, dem die klare und gemeinverständliche Verkündigung des Evangeliums obliegt, die hier begegnenden Schwierigkeiten sogar noch stärker als der Fachtheologe, der sich in wissenschaftlicher Darstellung damit begnügen kann, die verschiedenen Lösungsversuche kritisch zu prüfen.

Es ist nicht zu bestreiten, daß zwischen dem Neuen Testament und der Apokalyptik sehr enge Verbindungslinien laufen. Jesus hat sich selbst als den danielischen Menschensohn bezeichnet und die Nähe des Gottesreiches gepredigt. Seine Jünger haben lange gehofft, die Parusie noch vor ihrem Tod zu erleben, und haben sich selbst dabei auf Worte ihres Meisters gestützt (Mk 9,1 par; Matth 10,23; 24,34; Joh 21,22f.). Als sich diese Hoffnung nicht erfüllte, hat es wohl in den christlichen Gemeinden manche Krise gegeben. Wie kam es aber, daß der Glaube als solcher unerschüttert blieb, daß die Christen auch der nachfolgenden Generationen niemals ganz aufgehört haben, um die baldige Wiederkunft Christi zu beten und ihr entgegenzuleben? Hätte der konsequente Eschatologismus recht, dann wäre dies ein schlimmerer Irrtum als jener, dem Jesus und seine

Jünger zum Opfer gefallen sind, und man müßte ernstlich darangehen, das heutige Christentum von dem Anachronismus einer phantastischen Apokalyptik zu reinigen. Da aber diese Auffassung selber irrig ist, so gibt es eigentlich nur zwei Möglichkeiten: Entweder man versucht nachzuweisen, daß im Neuen Testament überhaupt keine Naherwartung der Parusie ausgesprochen werde, oder man bemüht sich, die urchristliche Hoffnung vor dem Makel des Irrtums zu rechtfertigen und sie sogar als für alle Zeiten verbindlich hinzustellen.

Der erste Weg, den manche Theologen in der Vergangenheit beschritten haben, scheint uns nicht gangbar zu sein. Wohl hat es Jesus abgelehnt, einen *genauen* Termin für das Eintreten der Parusie zu nennen, ja er hat sich selbst in das Nichtwissen des Zeitpunktes eingeschlossen (Matth 24,36 par; Apg 1,7). Aber Jesus hat doch unmißverständlich von der bedrohlichen und beseligenden *Nähe* des Weltendes gesprochen und seine Hörer zur steten Bereitschaft aufgerufen (Mk 1,15 par; Lk 21,32 u. ö.). Wollte man die Naherwartung der Parusie aus dem Neuen Testament hinwegdeuten und die Wiederkunft des Herrn an den Rand des christlichen Bewußtseins stellen, um sich in der langen Zwischenzeit häuslich in der Welt einzurichten, dann wäre der christliche Glaube in seinem Lebensnerv getroffen. Das Ergebnis wäre ein blasses Kultur- und Moralchristentum, die Kirche würde zu einer bloßen Institution der Weltgeschichte werden.

Der immer gegenwärtige Herr

Wie läßt sich nun aber die eschatologische Hochstimmung des Urchristentums rechtfertigen? Ist sie nicht durch die bald zweitausend Jahre Kirchengeschichte restlos widerlegt worden? Und sind wir heut noch in der Lage, das „Ja, ich komme bald“ der Johannesapokalypse (2,16; 3,11; 22,7.12.20) mit gutem Gewissen als Offenbarungswahrheit zu verkünden? Zunächst könnte man die gleiche Antwort geben wie der zweite Petrusbrief, der sich schon mit der spöttischen Frage abgefallener Christen auseinandersetzen mußte, „wo denn die Verheißung seiner Wiederkunft (geblieben) sei?“ (3,4). Mit Berufung auf Ps 90,4 sagt der Verfasser: „Dies eine aber sei euch nicht verborgen, Geliebte, daß *ein* Tag bei dem Herrn wie tausend Jahre ist und tausend Jahre wie *ein* Tag. Der Herr verzögert nicht die Verheißung, wie gewisse Leute es für eine Verzögerung halten, sondern er ist langmütig gegen euch, indem er nicht will, daß jemand verlorenghe, sondern daß alle zur Buße gelangen“ (3,8 f). Der Hinweis auf die Relativität irdischer Zeitrechnung mag dem heutigen Menschen sogar einleuchtender sein als einem Christen des ersten Jahrhunderts, aber der ganze Problemkreis läßt sich damit noch nicht bis ins letzte klären.

In eine theologisch tiefere Sicht führen die Christus-Bekenntnisse des Neuen Testaments, in denen das Verhältnis Christi zu der Zeit bestimmt wird: „Jesus Christus gestern und heute, derselbe auch in Ewigkeit“ (Hebr 13,8) und: „Ich bin das Alpha und das Omega, der Erste und der

Letzte, der Anfang und das Ende“ (Apok 22,13). Danach darf man keinen Unterschied machen zwischen einem Christus der Vergangenheit, einem Christus der Gegenwart und einem der Zukunft. Ein bloß „historischer“ Jesus wäre eine Abstraktion, der wirklich geschichtliche Herr ist in seiner Gemeinde gegenwärtig „alle Tage bis ans Ende der Welt“ (Matth 28,20), und er ist es gerade deshalb, weil er als „Kommender“ geglaubt und erhofft wird. Auf die glorreiche Ankunft Christi warten, heißt zugleich bekennen, daß er schon gekommen ist und mitten unter uns weilt. Aber das Bekenntnis zu seiner pneumatischen, gnadenspendenden Gegenwart will die Erwartung seiner Parusie nicht überflüssig machen, sondern sie im Gegenteil lebendig halten. Das „Ausbleiben der Parusie“ kann eigentlich nur dort zum Problem werden, wo Glaube und Liebe zum gegenwärtigen Christus bereits müde und schwach geworden sind. Wem aber der Heilige Geist die Gewißheit gibt, daß „Jesus der Herr“ ist (1 Kor 12,3; Phil 2,11), daß er schon zur Rechten des Vater thront und nur darauf wartet, „bis ihm die Feinde zum Schemel seiner Füße gelegt werden“ (Hebr 1,13; 10,13), der mag wohl manchmal etwas ungeduldig nach dem Offenbarwerden der Gottesherrschaft rufen (vgl. Apok 6,10), aber an der Wiederkunft Christi zweifeln kann er nicht.

Aus der Gegenwärtigkeit des einst wiederkommenden Christus ergibt sich nun notwendig das Bewußtsein von seiner *Nähe*: „Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an!“ (Apok 3,20). Wo immer von seiner Wiederkunft die Rede ist, kann dies nicht anders geschehen als in der Form adventlicher Freudenbotschaft: „Der Herr ist nahe!“ (Phil 4,5). Wollte man diese und ähnliche Aussagen der Schrift von der Apokalyptik her deuten, dann müßte man in ihnen die zeitliche Nähe der Parusie angekündigt finden. So verstanden wäre es kaum möglich, das Neue Testament von dem Vorwurf irriger Hoffnungen freizusprechen. *In Wirklichkeit handelt es sich aber gar nicht um chronologische Angaben, sondern um Wesensaussagen über das bleibende Verhältnis des wiederkommenden Christus zu seiner Gemeinde.* Das Wort: „Der Herr ist nahe!“ hat an innerer Wahrheit weder gewonnen noch verloren, seit es Paulus an seine Philipper schrieb. Es wird auch in tausend Jahren — sofern die Welt dann noch steht — genau so erregend und drängend sein wie heute. Der Grund dafür liegt in der Eigenart der Parusie als eines Heilsereignisses, von dem jede Zeit betroffen ist. Wäre die Wiederkunft Christi *nur* ein geschichtliches Datum in naher oder ferner Zukunft, dann hätte sie für die Gegenwart noch keine unmittelbare Bedeutung. Als ein Geschehen von Gott her aber, das wie Kreuz und Auferstehung Zeit und Raum umspannt, das also zugleich übergeschichtlich genannt werden muß, steht es zu jeder Zeit in einem höchst aktuellen Verhältnis. Daraus folgt, daß jede Zeit nicht nur die letzte sein *könnte* (und man deshalb immer bereit sein muß), sondern daß im christlichen Sinne *jede Zeit wirklich auch die letzte ist* (vgl. 1 Joh 2,18; Hebr 1,2).

Erfüllte Zeit

Der Unterschied zur apokalyptischen Zeitauffassung tritt deutlich hervor: Dort bleibt die Zeit bis zum Anbruch des neuen Äon trostlos und leer. Im Evangelium dagegen heißt es: „Die Zeit ist *erfüllt!*“ (Mk 1,15). Die richtig verstandene christliche Hoffnung läßt sich somit niemals enttäuschen. Was noch aussteht, die Offenbarung der Herrlichkeit Christi vor der ganzen Welt, das ist in der gläubigen Gemeinde schon Ereignis geworden. Sie sieht wie Stephanus „den Himmel offen und den Menschensohn zur Rechten Gottes stehen“ (Apg 7,56), sie schaut „den für kurze Zeit unter die Engel erniedrigten Jesus mit Hoheit und Ehre gekrönt“ (Hebr 2,9), sie steht bereits vor dem Throne Gottes, um Dank zu sagen für das „unerschütterliche Reich“ (Hebr 12,28), in dem sie zum „königlichen Priestertum“ (1 Petr 1,9; vgl. Apok 1,6; 5,10) berufen ist. Freilich muß sich gerade die feiernde Kultgemeinde bewußt bleiben, daß ihr die Gemeinschaft mit dem wiederkehrenden Christus und seinen Heilsgütern vorerst nur im sakramentalen Zeichen geschenkt ist, und daß sie darin zur beharrlichen Hoffnung auf seine unverhüllte Ankunft aufgerufen ist.

Christliches Werk an der Welt

Ein letztes Unterscheidungsmerkmal zur Apokalyptik betrifft die Haltung zu den Aufgaben der Gegenwart. In den Kreisen der Apokalyptiker lähmt die Erwartung des Kommenden alle Tatkraft, menschliche Anstrengung wird bedeutungslos, wo das Reich Gottes einfachhin vom Himmel fällt. Wohl weiß auch die Apokalyptik, daß die zukünftige Belohnung nur den Gerechten zu Teil wird, und daß man sich Verdienste für das jenseitige Leben sammeln muß, aber das Verhältnis von menschlicher Tätigkeit und göttlicher Gnadengabe ist doch viel äußerlicher und einseitiger gesehen als im Christentum. Unser Glaube an die reine Übernatürlichkeit des neuen Lebens und unsere Hoffnung auf den ganz wunderbaren, durch keine Menschenkunst herbeizuführenden Eintritt des Wiederkommens Christi schließen nicht nur das sittliche Bemühen als notwendige Bedingung für die Teilnahme an der Gottesherrschaft ein, sondern sie entbinden *alle Kräfte* des Menschen zu positiver *christlicher Weltgestaltung*. Wie in der prophetischen Heilsv Verkündigung sind auch im Neuen Testament die eschatologischen Zukunftsbilder *Leitmotive* für das gegenwärtige Handeln der Christenheit. Der Abstand zwischen dem, was angestrebt werden soll (und auf Erden niemals zu erreichen ist) und dem tatsächlich Verwirklichten wird freilich immer schmerzlich groß bleiben. Aber es ist nicht mehr so, daß menschliches Tun (von der Gnade erhöht!) und jenseitige Vollendung auf ganz verschiedenen Ebenen ständen. In der christlichen Gestaltung von Ehe, Familie, Wirtschaft, Kultur und Staat ist eine echte *Vorausdarstellung* eschatologischer Gottesherrschaft möglich geworden. Auch hier besteht die Gefahr, das Vorläufige mit dem Endgültigen zu vertauschen. Wo aber wirklich der Geist

Christi (und nicht der Geist der Zeit) am Werke ist, da wird gerade an den Höhepunkten menschlicher Geschichte — und nicht nur in ihren Niederängen — die ungestillte Sehnsucht nach ewiger Vollendung aufbrechen.

Wenn wir am Anfang unserer Überlegungen etwas zweifelnd gefragt haben, was denn der Christ von den endzeitlichen Verheißungen der Advents- und Weihnachtszeit mitnehmen könne in seine Alltäglichkeit, so dürfen wir nun getrost antworten: Alles. Denn es gibt nichts, was nicht durch Christus und in Ihm wunderbar erneuert und wiederhergestellt werden könnte. Er aber, der dazu bestimmt ist, sich alles zu unterwerfen, was im Himmel und was auf Erden ist, Er ist schon gekommen und kommt immer wieder zu denen, die auf Ihn warten. Er wird ebenso gewiß am Ende der Tage auch denen offenbar werden, die Ihn jetzt nicht erkannt und geliebt haben. Bis dahin aber ist uns Christen die Sendung aufgetragen, Ihn und Sein Reich sichtbar zu machen vor dieser Welt.

Religiöse Spannungen in USA

Von WILL HERBERG¹

Eine der auffallendsten Tatsachen in der religiösen Lage der Vereinigten Staaten ist der Zuwachs, den die Religionsgemeinschaften erfahren. Um 1900 wurden nur 35 Prozent des amerikanischen Volkes als einer Religionsgemeinschaft zugehörig gemeldet; 1949 waren es schon 53. In der Zeit eines Vierteljahrhunderts, von 1925 bis 1950, nahm die Bevölkerung der Vereinigten Staaten um 28,6 Prozent zu; die Kircheng Zugehörigkeit jedoch stieg um fast 60 Prozent. Der jährliche Mitgliederzuwachs der Kirchen betrug seit 1940 etwa 2 Prozent. Selbst wenn man die bekannte Unzuverlässigkeit statistischer Angaben auf dem Gebiet des Kirchenwesens bedenkt, kann man doch ruhig behaupten, daß sich das amerikanische Volk heute mehr denn je als ein religiöses Volk verstehen und mit religiösen Einrichtungen identifizieren möchte. Die tatsächliche religiöse Bedeutung dieses Bestrebens ist nicht leicht feststellbar; es wäre gewiß unzulässig, wollte man von der Statistik auf den wirklichen Glauben der Massen schließen. Zu viele kulturelle und gesellschaftliche Faktoren spielen mit, und zu verschieden sind die Bedeutungen von „Religion“, um einen solchen Schluß zu rechtfertigen. Trotzdem kann wohl nicht geleugnet werden, daß unter den heutigen Amerikanern ein wachsender Zug nach religiöser Einordnung besteht. Selbst von jenen, die sich zu keiner bestimmten Kirche bekennen, betrachtet sich eine große Mehrzahl als irgendwie religiös. „Wir sind ein religiöses Volk“, sagte vor kurzem Douglas, Richter am Obersten Gerichtshof, „ein Volk, dessen Institutionen ein höheres Wesen voraussetzen.“ Man darf wohl behaupten, daß dieses Wort eine vom amerikanischen Volk allgemein vertretene Ansicht wiedergibt.

¹ Der Artikel gibt einen guten Einblick in die religiöse Lage der USA vom Standpunkt eines Nichtchristen aus.